

Finanzkrise – Krise des Kapitalismus?

An insgesamt sechs Abenden griff die Diskussionsreihe „Demokratie im Würgegriff der Finanzmärkte“ im Rahmen der Frankfurter Bürger-Universität (Wintersemester 2012/13) wichtige Aspekte der (immer noch gegenwärtigen) Finanz- und Staatsschuldenkrise auf: Wer kontrolliert Banken und Ratingagenturen? Ist es die Gier, die unser gesellschaftliches Zusammenleben ruiniert? Und welche Rolle spielt die Wissenschaft? Muss Forschung Politik und Öffentlichkeit mehr Orientierung geben? Oder ist der Protest der Occupy-Bewegung der richtige Weg, um sich aus dem immer stärker werdenden Griff des Finanzsystems zu befreien?

Prof. Werner Plumpe, Wirtschaftshistoriker der Goethe-Universität, hielt am letzten Abend der Veranstaltungsreihe ein viel beachtetes Impulsreferat, in dem er die aktuelle Krise und ihre Deutungen historisch einordnete. Sein Essay „Der Kapitalismus und seine Kritiker“, den er exklusiv für den UniReport verfasst hat, knüpft an die Veranstaltungsreihe der Bürgeruniversität an und liefert weitere Stichworte für eine lebendige und kontroverse Debatte. In der Mai-Ausgabe des UniReport wird sich dann Prof. Bertram Schefold, Volkswirtschaftler der Goethe-Universität, in einem Essay mit der Wirtschaftskrise beschäftigen. UR

Überblick

Aktuell	2
Forschung	8
Reportage	12
International	14
Kultur	15
Campus	16
Impressum	17
Bücher	18
Bibliothek	19
Freunde	20
Studium	21
Menschen	22
Termine	23

Der nächste UniReport (3/2013) erscheint am 31. Mai 2013. Redaktionsschluss ist der 8. Mai 2013.

Der Kapitalismus und seine Kritiker

Von Werner Plumpe

Kapitalismus-Kritik ist so alt wie diese Art der Organisation des Wirtschaftens selbst, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts von England und Holland ausgehend nach und nach zunächst in Nordwesteuropa und später in Nordamerika zur dominanten Form des Wirtschaftens wurde und sich spätestens mit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts global ausbreitete. Die frühen Kapitalismus-Kritiker des 18. Jahrhundert waren keineswegs „linke“ Theoretiker und Politiker, sondern Verfechter einer alteuropäischen Lebensform, die im Kapitalismus und der mit ihm sich durchsetzenden individuellen Rationalitätsvorstellung eine Bedrohung des „guten Lebens“ sahen. Die moderne Wirtschaft ermöglichte, ja verlange „schrakenloses Erwerbsstreben“ und „beunruhige“ den Menschen, der sich über die Jagd nach dem Geld selbst verliere, lauteten die gängigen Vorwürfe, die zumeist in Erziehungsprogramme gegenüber den insofern besonders gefährdeten Unterschichten endeten. Gerade sie seien durch die Neigung zum Konsum von überflüssigen

»Krisen gehören zum Kapitalismus wie Boomphasen; sie sind Momente eines überaus dynamischen Strukturwandels.«

gen und wenig wertvollen Gütern besonders gefährdet. Hier gelte es durch Zucht und Bildung entgegenzuwirken. Die „linke“ Kapitalismus-Kritik des 19. Jahrhunderts, namentlich Karl Marx und Friedrich Engels, setzten anders an. Sie störte nicht der plötzliche Warenüberfluss an sich, sondern die Art und Weise, wie er zustande kam: Ausbeutung, Entfremdung, Gewalt waren seine Voraussetzungen und Bedingungen. Seine Produktion selbst erfolgte in anarchischer, krisen-geprägter Weise und begünstigte ohnehin nur die wenigen Kapitalisten und ihre Helfershelfer. Das galt es zu ändern, um die Möglichkeiten eines guten Lebens allen zu eröffnen. Argumentierte die konservative Kapitalismus-Kritik insofern mit einem Verlust, setzte die linke Kapitalismus-Kritik auf die Zukunft, auf eine noch zu gewinnende Welt.

Heute, da es eine nennenswerte konservative Bewegung nicht mehr gibt, ist die Kapitalismus-Kritik eigenartig amalgamiert. Was derzeit gegen den Kapitalismus vorgetragen wird, ist eine hybride Mischung aus traditioneller marxistischer Kritik, Kulturkonservatismus und Gemeinschaftspathos, die ihren klarsten Niederschlag in den Texten des amerikanischen Ethnologen David Graeber gefunden hat, der letztlich mit dem Gemeinschaftspathos der Jugendbewegung die kalte Schuldenwelt des Finanzkapitalismus be-

klagt. Diese Kritik hat allerdings, wie bereits die konservativen Vorbehalte der älteren Zeit und die marxistischen Untergangserwartungen des 19. Jahrhunderts, wenig mit der wirtschaftlichen Realität zu tun oder doch nur in karikierender Weise, da die unbestrittenen Krisen der kapitalistischen Ökonomie stets zu Menetekeln ihres Untergangs erklärt werden. Diese Art der Kritik, in deren Kern eine diesseitige Heilerwartung steht, hat sich von der Realität der Wirtschaft weitgehend abgelöst. Einerseits werden die Krisenphänomene, die mit der kapitalistischen Organisation der Ökonomie in der Tat als dessen Verlaufsform verbunden sind, übergeneralisiert, so als käme in den zyklischen Krisen sein wahres Gesicht zum Ausdruck. Krisen gehören zum Kapitalismus wie Boomphasen; sie sind Momente eines überaus dynamischen Strukturwandels, dessen Bedeutung andererseits völlig unterschätzt wird. „Der“ Kapitalismus der Gegenwart hat mit „dem“ Kapitalismus des 18. Jahrhunderts, abgesehen von den Organisationsprinzipien (freie, preisbildende Märkte, dezentrale Entscheidungsprozesse über Unternehmen, monetäre Verkopplung von Massenproduktion und Massenkonsum), kaum mehr etwas gemein. Es gibt in historischer Perspektive keine vergleichbare Art der Organisation ökonomischer Prozesse, die derartige Wandlungen nicht nur zugelassen, sondern begünstigt, ja gefordert hätte. Das kann man als „Verwertungsgier aus Profitmotiven“ denunzieren; die Tatsache, dass mit dem Kapitalismus sich der technische und strukturelle Wandel wesentlich beschleunigt hat, lässt sich nicht ernsthaft bestreiten. Und dieser Wandel hat zu einer durchgreifenden Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschen geführt – aus dem schlichten Grund, dass die im Kapitalismus mögliche Massenproduktion von Gütern deren Konsum voraussetzt. Joseph Schumpeter hat das klar gesehen: Mit der Durchsetzung des Kapitalismus seit dem 18. Jahrhundert haben sich die Lebensbedingungen der Oberschicht nicht wirklich geändert; der Adel fuhr stets in Karossen und trug Seidenstrümpfe. Nun tut es auch das einfache Volk.

Einen eingefleischten Kritiker wird dieser materielle Ertrag nicht überzeugen, auch wenn er noch so eindrucksvoll ist. Immerhin gibt es heute 7 Milliarden Menschen, während die vorkapitalistische Welt trotz sehr viel geringerer Bevölkerungszahlen in einer Art malthusianischen Falle lebte, in der jede Bevölkerungsvermehrung zu einer existentiellen Katastrophe werden konnte. Der überzeugte Kritiker wird „dem“ Kapitalismus „seine“ Kosten vorwerfen (Ressourcenverbrauch, Umweltzerstörung, Entfremdung etc. pp.) und wird

bilanzieren, hinter dem Warenschleier des Massenkonsums lasse sich kein „gutes Leben“ führen, zumal ohnehin nur wenige die Chance dazu hätten. Der wahre Kritiker wünscht von der Wirtschaft auch mehr, als es ein nüchterner Betrachter tun würde, der von ihr Güter und Dienstleistungen in guter Qualität zu angemessenen Preisen erwartet. Der Kritiker geht es um „Lebenssinn“, um „Erfüllung“, also etwas, was Wirtschaft ganz generell in der Tat nicht leisten kann (aber auch nicht leisten soll). Im Sozialismus hat man das versucht; dort sollte die Arbeit in der sozialistischen Wirtschaft zugleich den Kern des erfüllten Lebens darstellen. Das ist gründlich schiefgegangen. Die Menschen sind vor dieser Art der Erfüllung massenhaft davon gelaufen. „Dem“ Kapitalismus laufen die Menschen bislang noch hinterher – so war es im Übrigen bereits im 18. Jahrhundert, als das einfache Volk die neuen Konsumchancen nutzte, während die Oberschicht vor „Entfremdung“ warnte. Heute ist das nicht anders. So lange die innere Dynamik der kapitalistischen Form des Wirtschaftens nicht zerstört wird, besitzt sie überdies hinreichend Mechanismen zur Selbstkorrektur; die vermeintlichen Verursacher der Krise des Finanzsystems, die großen Banken, wären längst vom Markt sanktioniert worden, hätte die Politik sie nicht gerettet.



Prof. Werner Plumpe, Wirtschaftshistoriker der Goethe-Universität, bei seinem Impulsvortrag im Rahmen der Bürger-Universitäts-Reihe zum Thema „Demokratie im Würgegriff der Finanzmärkte?“, Wintersemester 2012/13. Foto: HRZ